

## Einleitung

Das XXVII. Romanistische Kolloquium, das vom 7. bis 9. Juni 2012 an der Friedrich-Schiller-Universität Jena stattfand, stellte eine Neuerung in der Reihe der seit dem Wintersemester 1984/85 regelmäßig stattfindenden Kolloquien dar, da zum ersten Mal das Thema einer vergangenen Tagung wieder aufgegriffen wurde. Im Dezember 1988 lautete das Thema des V. Romanistischen Kolloquiums an der Katholischen Universität Eichstätt *Zum Stand der Kodifizierung romanischer Kleinsprachen*<sup>1</sup>; dabei wurde der damalige Stand der Kodifizierung und Normierung verschiedener kleinerer romanischer Sprachen aufgezeigt. Fast ein Vierteljahrhundert später schien es deshalb an der Zeit, eine neue Bestandsaufnahme zu machen, um festzustellen, welche Veränderungen sich in der Zwischenzeit ergeben haben, wie weit die sprachplanerischen Aktivitäten, die sich seinerzeit abzeichneten, gekommen sind, und welchen Einfluss die politischen Veränderungen an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert gehabt haben. Natürlich konnten nur noch einige der damaligen Referentinnen und Referenten wieder für einen Vortrag gewonnen werden, und selbst alle seinerzeit behandelten Sprachen konnten nicht berücksichtigt werden. Dafür wurden nunmehr auch Idiome betrachtet, die beim ersten Kolloquium, das ja kurz vor den einschneidenden Ereignissen mit dem Zusammenbruch der sozialistischen Staaten in Ost- und Südosteuropa stattfand, nicht thematisiert worden waren. So erlauben die hier vorgestellten Beiträge eine gute Übersicht über den Stand und die im einzelnen durchaus unterschiedlichen Bemühungen um eine Kodifizierung und Normierung romanischer Minoritätensprachen in der heutigen Zeit. Wie im damaligen Band sind die Beiträge wieder in zwei große Blöcke gegliedert, einen ersten Teil, der die europäische Romania von Ost nach West behandelt, und einen zweiten Teil, der sich mit der außereuropäischen Romania, vor allem mit Kreolsprachen, beschäftigt.

Der erste Beitrag von **Thede Kahl** und **Ioana Nechiti** betrachtet die sprachliche Situation in einem Teil des Landes, das man als das östlichste europäische Land mit einer kompakten romanischen Bevölkerungsgruppe bezeichnen kann, was sicherlich viele Romanistinnen und Romanisten überraschen würde: die Ukraine, in der rund eine halbe Million Menschen lebt, die rumänisch- bzw. moldauischsprachig sind und die damit nach den Rus-

---

<sup>1</sup> Dahmen, Wolfgang, u.a. (eds.): *Zum Stand der Kodifizierung romanischer Kleinsprachen. Romanistisches Kolloquium V*, Tübingen: Narr, 1991.

sen die zahlenmäßig stärkste Minderheit stellen. In dem hier publizierten Beitrag werden die Resultate eigener Feldforschungen im Budschak, dem Süden der historischen Region Bessarabien, präsentiert, wo sich die komplexe historische Entwicklung dieser Region, die in den letzten 200 Jahren zu unterschiedlichen politischen Einheiten gehörte, in einer auf den ersten Blick schwer zu überschauenden ethnischen Mannigfaltigkeit widerspiegelt. Gerade die Tatsache, dass Untersuchungen in diesem Gebiet ganz unterschiedliche Sprach- und Kulturkenntnisse voraussetzen, macht diesen Aufsatz zu einem für das breitere Publikum hoch interessanten Beitrag.

Die verschiedenen Versuche zur Verschriftung des Aromunischen seit den ersten Ansätzen im 18. Jahrhundert waren bereits Gegenstand eines Beitrages im seinerzeitigen Band zur Kodifizierung romanischer Kleinsprachen. Gerade für das Aromunische aber haben die politischen Veränderungen in Südosteuropa nach 1989 einige Veränderungen mit sich gebracht, sogar in Griechenland, wo ja die größte aromunische Gruppe lebt. So können **Thede Kahl** und **Elton Prifti** von einer Intensivierung der Bemühungen um die Erarbeitung einer aromunischen Schriftsprache berichten, allerdings ist das Aromunische mit mehr oder weniger großen Sprechergruppen in Griechenland, Mazedonien, Albanien, Rumänien sowie einer nahezu weltweiten Diaspora das typische Beispiel einer polyzentrischen Sprache, bei deren Kodifizierung nicht selten der häufig auch andernorts zu beobachtende Drang zur Durchsetzung der eigenen Sprach- und Schreibgewohnheiten zu hitzigen Debatten führt. Dass gerade in den drei Ländern, in denen die zahlenmäßig größten aromunischen Gruppen leben, für die jeweilige Staatsprache unterschiedliche Alphabete gebraucht werden (Griechenland – griechisch; Mazedonien – kyrillisch; Albanien – lateinisch), macht die Suche nach einer einheitlichen Schriftsprache natürlich nicht unbedingt leichter.

Nicht mit der heutigen Situation einer romanischen Kleinsprache, sondern mit der internen Sprachgeschichte und deren Konsequenzen für die Kodifizierung eines solchen Idioms im ausgehenden Mittelalter beschäftigt sich **Lorenzo Filipponio**. Er untersucht die Diphthongierung von lat. *ĕ* und *ō* im Friaulischen in Opposition zu den Verhältnissen in den galloitalienischen Varietäten und erklärt daraus den Stand der Kodifizierung des Altfriaulischen im ausgehenden 14. und beginnenden 15. Jahrhundert. Das friaulische Sprachgebiet ist demnach durch eine Diglossie mit toskanisch-venezianischer Schriftsprache und dem gesprochenen Friaulisch charakterisiert. Im Ergebnis ist dieser Beitrag somit auch ein Beleg für die Relevanz der gemeinsamen Untersuchung sprachinterner wie -externer Faktoren.

Einen Blick auf die aktuelle Situation des Friaulischen wirft anschließend **Sabine Heinemann**. Verschiedene (Sprach-)Gesetze haben seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts dazu geführt, dass das Friaulische als Minder-

heitensprache eine stärkere Position bekommen konnte, was auch positive Auswirkungen auf die Bestrebungen zur Standardisierung der Sprache und zum Sprachausbau hatte. Die Erstellung einer Normgraphie des Friaulischen ist allerdings durchaus nicht bei allen Betroffenen auf Zustimmung gestoßen, vielmehr hat es Widerstand vor allem bei Verfechtern einer größeren Varietätenvielfalt gegeben. Detailliert untersucht wird die Stellung des Friaulischen in der Schul- und Universitätsbildung sowie in den Medien. Als Fazit wird eine deutliche Steigerung der Anwendungsbereiche der friaulischen Sprache konstatiert, allerdings werden auch Desiderata etwa im Bereich der grammatikalischen Standardisierung benannt.

In den französisch-italienischen Grenzraum, genauer gesagt in die Gegend um Menton, den letzten französischen Ort vor der Grenze zu Italien, führt der folgende Artikel. Das dort gesprochene Mentonaskisch galt traditionell als „Mischdialekt“ zwischen dem Nizzardischen im Westen, dem Küstenligurischen im Osten und dem Alpenligurischen im Norden. Um eine genauere Typisierung zu erreichen, liefert **Werner Forner** – basierend vor allem auf Material, das bei eigenen Sprachaufnahmen gewonnen wurde – zunächst eine eingehende Analyse des mentonaskischen Verbalsystems, das eine mono- und eine polysyllabische Flexion kennt. Dabei zeigt sich, dass die Parallelen oder sogar Übereinstimmungen mit dem Alpenligurischen sehr deutlich sind, während sie mit dem im Osten angrenzenden Küstenligurischen und erst recht mit dem im Westen anstoßenden Nizzardischen weit weniger ausgeprägt sind. Dies hat natürlich auch Bedeutung für die Versuche des Ausbaus und der Normierung des Mentonaskischen, für die sich im Wesentlichen eine örtliche Gesellschaft verantwortlich fühlt, die Mitglied des Felibrige und demzufolge auf dessen Verschriftungssystem ausgerichtet ist. Bedenkenswert sind die Schlüsse, die Werner Forner – nicht zuletzt durch einen Ausblick auf das nördlich anschließende Brigaskische – zieht: Nicht immer ist der Ausbau eines Idioms zu einer „anständigen“ Sprache von Vorteil; der Mehrwert, den das Wechselspiel einer diglossischen Situation bringt, kann verloren gehen.

Der Status des Frankoprovenzalischen ist seit den bahnbrechenden Untersuchungen Ascolis in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer wieder diskutiert worden. **Heike Jauch** beleuchtet in ihrem Aufsatz nach einer kurzen Einführung in die Besonderheiten dieses Idioms zunächst die Tradition der schriftlichen Verwendung des Frankoprovenzalischen, die bis ins Hochmittelalter zurückreicht. Die Besonderheit, die gerade bei der Etablierung einer einheitlichen Orthographie für Schwierigkeiten sorgt, ist die Tatsache, dass das Sprachgebiet sich auf drei Staaten erstreckt: Italien, Frankreich und die Schweiz. So werden insgesamt fünf verschiedene Systeme vorgestellt – drei aus dem Aostatal, je eines aus Frankreich und der

Schweiz –, bevor die aus den Jahren 1998 bzw. 2003 datierenden Versuche zur Schaffung einer supradialektalen Orthographie genauer betrachtet werden. Allerdings stellt sich auch hier die Verfasserin abschließend die Frage, ob eine *koiné* für ein Idiom wie das Frankoprovenzalische überhaupt nötig ist.

Als überzeugter Anhänger der Notwendigkeit der schriftlichen Verwendung des Pikardischen und der Erstellung entsprechender Normen erweist sich **Jean-Marie Brailion**. Das Pikardische ist für ihn eine romanische Sprache, die unter der spätestens seit der Französischen Revolution üblichen verächtlichen Bezeichnung *patois* gelitten hat. Bei seinem Streifzug durch die Geschichte der schriftlichen Verwendung des Pikardischen klammert der Autor die mittelalterliche Epoche bewusst aus, da die entsprechenden Texte dieser Zeit gewöhnlich als Teil der altfranzösischen Epoche gesehen werden, die beim genaueren Hinsehen natürlich in der Tat als eine altpikardische, altfranzösische, altanglonormannische, altchampagnische usw. Epoche gesehen werden muss. So werden – beginnend mit dem 15. Jahrhundert und endend im aktuellen Internetbereich – zahlreiche Belege für den schriftlichen Gebrauch des Pikardischen vorgestellt. Es zeigt sich dabei, dass die jeweils verwendete Orthographie alles andere als einheitlich ist und sich häufig – sehr zum Missfallen des Autors – an der französischen Standardsprache orientiert.

Wohl in keinem anderen romanischsprachigen Land ist innerhalb des vergangenen Vierteljahrhunderts die Zahl der Idiome, die nach Standardisierung und Normierung und damit nach Anerkennung als „vollwertige“ Sprache streben, so gestiegen wie in Spanien. In den (Nord-)Westen des Landes führt der Beitrag von **Carolin Patzelt** – eine Region, in der es zwischen dem *Gallego-Portugués* im Westen und dem Kastilischen im Südosten neben Asturisch, Leonesisch und Mirandesisch verschiedene Übergangsvarietäten gibt. Diese *hablas de transición* werden zunächst auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu den Nachbaridiomen untersucht, um somit die möglichen Voraussetzungen für eine Kodifizierung zu bestimmen. Die Tatsache, dass es sich hier um sprachlich hybride Varietäten handelt, die zudem wiederum Subdialekte ausgebildet haben, macht die Normierungsversuche nicht einfacher. Auch fehlen Institutionen, die mit der notwendigen Autorität diese Prozesse steuern könnten. Außerdem spielt immer der Blick auf die Nachbarvarietäten eine bedeutende Rolle; die Angst, eigenes Profil zu wenig vertreten zu sehen, ist eine Konstante. Insgesamt bietet sich somit den Betrachtern ein überaus heterogenes Bild.

Das Galicische, das in früheren Einführungen in die romanische Sprachwissenschaft zumeist als Varietät des Portugiesischen („Galizisch-Portugiesisch“) betrachtet wurde, während ihm heute in der Regel der Sta-

tus einer eigenen Sprache zuerkannt wird, war bereits Gegenstand eines Beitrags im *Romanistischen Kolloquium V*. Damals tobte ein erbitterter Kampf zwischen Anhängern und Gegnern der kurz zuvor im Jahre 1983 von der *Real Academia Galega* und dem *Instituto da Lingua Galega* erstellten orthographischen Normen. An diese Diskussionen am Ende der 1980er Jahre knüpft **Lidia Becker** an und zeigt, dass die offizielle Orthographie, die seitdem zweimal modifiziert wurde, inzwischen in den Schulen unterrichtet und weitgehend, aber eben durchaus nicht einhellig, akzeptiert wird. Immerhin wird aber deutlich, dass gerade die mit der Erstellung einer *normativa de concordia* im Jahre 2003 verbundene zweite Änderung einen Schritt zur Annäherung zwischen den beiden Parteien darstellt. Bemerkenswert erscheint dabei, dass der Richtungsstreit um die geeignete Norm des Galicischen nur wenig Einfluss auf die in den letzten Jahren erschienenen lexikographischen Werke hat. So wird die aktuelle sprachpolitische Diskussion in Galicien weniger von Fragen der Korpus- als vielmehr der Statusplanung (etwa der Stellung des Galicischen in der Schule) bestimmt.

Der erste Beitrag des zweiten Teiles, der Bereiche der außereuropäischen Romania thematisiert, behandelt kein romanisches Idiom, sondern eine in Mitteleuropa eher wenig bekannte indigene Sprache Südamerikas, die vor allem im Südosten Venezuelas, aber auch in den angrenzenden Gebieten Brasiliens und Guyanas gesprochen wird, das Pemón, das zur Familie der karibischen Sprachen gehört. **Julia Kuhn** und **Rafael Matos** stellen die Ergebnisse einer soziolinguistischen Studie in einer rund 400 Einwohner zählenden Gemeinde des südvenezolanischen Bundesstaates Bolívar vor. Untersucht wurden dabei die Kenntnisse des Pemón und des Spanischen, abhängig von Faktoren wie Alter, Geschlecht, und der Gebrauch der jeweiligen Sprache in unterschiedlichen Situationen (Familie, Freunde, Einkaufen, Schule, Kirche, staatliche Autoritäten). Dabei wird deutlich, dass es markante Unterschiede in der Verwendung der beiden Sprachen je nach Situation gibt.

Über den seinerzeitigen Stand der Kodifizierung des Seychellenkreols hatte **Annegret Bollée**, die bei der Erarbeitung der entsprechenden orthographischen Normen selbst aktiv beteiligt war, bei dem erwähnten *V. Romanistischen Kolloquium* referiert. Gemeinsam mit **Sibylle Kriegel** gibt sie nunmehr einen Überblick über den aktuellen Stand ein Vierteljahrhundert später. Vor allem durch die Aktivitäten des *Lenstiti Kreol* hat der Sprachausbau des Seychellenkreols, der sich auch einer klaren politischen Förderung erfreuen kann, erhebliche Fortschritte gemacht. Dies unterstützt den Ausbau des Schulwesens, denn die Alphabetisierung in einer anderen als der Muttersprache war einer der Gründe für die bis in die jüngste Vergangenheit hohe Analphabetenrate auf den Seychellen. Andererseits fragen die beiden

Autorinnen kritisch, ob die Schüler denn überhaupt genügend kreolischen Lesestoff finden, da es trotz der deutlichen Bemühungen des genannten kreolischen Instituts nur eine bescheidene Zahl von kreolischen Publikationen gibt. Durch die Untersuchung von Orthographie, Grammatik und Lexikon wird aber deutlich, dass man insgesamt von einer „gelungenen Kodifizierung“ des Kreolischen auf den Seychellen sprechen kann, wo die Sprache nicht nur im täglichen Leben, sondern auch in Radio und Fernsehen sowie in offiziellen Situationen wie etwa in Parlamentsdebatten verwendet wird, als schriftliches Medium aber neben (bzw. hinter) dem Englischen um seinen Platz kämpfen muss, während das Französische weiterhin an Boden verliert.

An seinen Beitrag auf dem seinerzeitigen Kolloquium in Eichstätt zu den Verschriftungsversuchen des Kreolischen auf Mauritius kann **Peter Stein** in seinem Aufsatz zum *Morisien* anknüpfen. Er konstatiert einleitend, dass der Prozess seitdem eine „nicht unbedingt zu erwartende Entwicklung genommen“ hat. Zum besseren Verständnis greift der Verfasser über die Insel Mauritius und die gegenwärtige Situation hinaus und wirft einen Blick sowohl auf andere kreolophone Gebiete als auch auf die bis ins 18. Jahrhundert zurückreichende Vorgeschichte. Dadurch werden die verschiedenen Stadien der Entwicklung und die Möglichkeiten der Erstellung von orthographischen Normen deutlich: Besonders am Anfang dominieren Versuche, die sich an etymologischen Kriterien orientieren, in diesem Falle also am Französischen, während später dann – nicht zuletzt im Zuge der Abnabelung von der ehemaligen Kolonialmacht – eine dem Kreolischen adäquatere Schreibung angestrebt wurde, also eine Wendung vom Historischen zum Ahistorischen. Nach mehreren Versuchen wurde im Jahre 2004 eine vereinheitlichte Graphie (*Grafi larmoni*) vorgestellt, die inzwischen weitgehend akzeptiert worden ist: In ihr gibt es eine Übersetzung des neuen Testaments, und auch in der Grundschule ist das Kreolische inzwischen offiziell Unterrichtssprache. Allerdings macht Peter Stein abschließend deutlich, dass es durchaus noch immer kritische Stimmen gibt, die den gefundenen Konsens in Frage stellen.

Mit den Verschriftungsversuchen für das Kreolische in Französisch-Guayana stellt **Evelyn Wiesinger** in ihrem umfangreichen Aufsatz eine ähnliche Situation vor wie die Beiträge zum Kreolischen der Seychellen und von Mauritius. Im Zuge einer „kreolischen Identitätsaffirmation“ hat man seit den 1980er Jahren auch hier gezielt Maßnahmen zum Ausbau des Guayana-Kreols unternommen, die nicht zuletzt dem Zweck dienten, den Abstand zum Französischen deutlich werden zu lassen. Die Verfasserin zeichnet zunächst ausführlich die Geschichte der schriftlichen Zeugnisse des Créole guyanais vom Beginn mit Briefen von Jesuiten im 17. Jahrhundert bis in die

zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts nach, bevor sie die verschiedenen Vor-Vorschläge der Sprachplanungsdiskussionen der letzten Jahrzehnte genauer analysiert. Dabei wird deutlich, dass nicht nur die Abgrenzung vom Französischen, sondern auch die Distanz zu den anderen frankokreolischen Gebieten der Karibik eine feste Größe ist. Das Fazit, das Evelyn Wiesinger am Ende ihrer Analyse zieht, ist allerdings ähnlich ambivalent wie in den Beiträgen zu den anderen Kreolsprachen: Die Schaffung klar formulierter Normen wird begrüßt, der Status des Kreolischen ist deutlich gestiegen, aber die Verwendung als Schriftsprache ist noch ausbaufähig.

Die beiden letzten Beiträge des vorliegenden Sammelbandes beschäftigen sich mit dem Papiamentu, das auch bereits Gegenstand eines Beitrags des Kolloquiums von 1988 war. Zunächst analysiert **Eva Martha Eckkrammer** im Anschluss an die damalige Zustandsbeschreibung die Entwicklung der Standardisierung des Papiamentu innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte. Nach grundsätzlichen Überlegungen zu den Faktoren, die für die Etablierung einer Standardsprache von Bedeutung sind, zeigt die Verfasserin die Schwierigkeiten auf, die sich bei den Bemühungen in den 1990er Jahren ergeben haben, als – nicht zuletzt aus politischen Gründen – aus einem „sprachpolitisch gesteuerten *top-down* Prozess“ ein „weniger formal geplante[r ] *bottom-up* Prozess“ wurde: Treibender Faktor ist dabei eine Institution, die diverse Aktivitäten entwickelt, um eine Standardisierung vor allem über die Übersetzung von Kinder- und Jugendliteratur sowie die Förderung originaler Werke zu erreichen. So ist in den letzten Jahren eine Reihe von Publikationen erschienen, durch die etwa der Wortschatz des Papiamentu nicht nur bereichert, sondern auch standardisiert wird. Über das konkrete Beispiel des Papiamentu auf den so genannten ABC-Inseln (Aruba, Bonaire, Curaçao) hinaus ist dieses Phänomen eines Standardisierungsprozesses von unten zweifellos ein Muster, über das auch für andere Idiome und Regionen nachgedacht werden kann, wie die vergleichenden abschließenden Überlegungen von Eva Martha Eckkrammer deutlich machen.

**Johannes Kramer** vertieft in seinem Aufsatz ein Problem, das schon im vorangehenden Beitrag von Eva Martha Eckkrammer kurz angeschnitten worden war, nämlich die Problematik der politischen wie sprachlichen Differenzen zwischen den beiden größten Inseln Aruba und Curaçao, zwischen denen traditionell eine größere Rivalität besteht. Dies beginnt schon bei der Bezeichnung dieser Kreolsprache, die auf Curaçao (und Bonaire) als *Papiamentu*, auf Aruba aber als *Papiamento* bezeichnet wird, und gerne nutzte man auch unterschiedliche orthographische Systeme, um die Distanz zum jeweils wenig geliebten Nachbarn deutlich zu machen. Johannes Kramer zeichnet den Prozess der schriftlichen Verwendung dieser

Kreolsprache nach, die im Wesentlichen auf dem Handelsportugiesischen basiert, das dann stark vom Spanischen beeinflusst wurde und auch niederländische Elemente aufnahm. Immerhin gibt es für das Papiamentu handschriftliche Zeugnisse bereits aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, gedruckte Texte seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dabei wird deutlich, dass die auf Aruba und Curaçao unterschiedlichen orthographischen Konventionen (eine *ortografia etimologico* auf Aruba und eine *ortografia fonológiko* für Curaçao und Bonaire) weniger von sprachwissenschaftlichen als eben von (sprach-)politischen Überlegungen geleitet werden. Allerdings wird auch deutlich, dass die unterschiedlichen Schreibweisen letztlich keine großen Konsequenzen haben, da jeder nach den ihm vertrauten Gewohnheiten schreibt, was auf den anderen Inseln – wenn man es denn will – verstanden wird. Es bleibt aber jenseits der Orthographie und der vor allem durch zweisprachige Wörterbücher erreichten Wortschatzerweiterung im Bereich der Sprachnormierung des Papiamentu noch viel zu tun.

Die Fertigstellung dieses Bandes mit den Akten des XXVII. Romanistischen Kolloquiums hat sich aus verschiedenen Gründen verzögert. Hierfür waren technische wie inhaltliche Ursachen verantwortlich. Letztere können auch als Beleg dafür angesehen werden, dass die Normierung und Standardisierung von Kleinsprachen ein Prozess ist, der ständig im Fluss ist.

Für die Mithilfe bei der technischen Erstellung des Manuskripts danken die Herausgeber Herrn Robert Guder, M.A., und Herrn Sören Scheidt, M.A., für die Unterstützung durch den Narr-Verlag Frau Kathrin Heyng, M.A., und Frau Karin Burger.

Die Herausgeber